

Der Lampenschirm

Von Alfred Polgar

Die Begnadigung der Ilse Koch, der Bestie von Buchenwald, hat sogar in den Vereinigten Staaten Entrüstung hervorgerufen. Wir lesen im New-Yorker „Aufbau“ die folgende bitter-ironische Betrachtung des großen Wiener Schriftstellers Alfred Polgar:

Ich erkundigte mich nach dem Baby, dessen Mutter während ihrer Untersuchungs-haft zu werden Frau Koch die gute Idee gehabt hatte. Und offenbar auch ausreichende Gelegenheit. Der Einfall rettete sie vor dem Galgen, die Gerechtigkeit ließ es bei lebens-länglichem Kerker bewenden, und die gegen-teilige Instanz setzte die Strafe auf vier Jahre herab, von denen drei als verbüßt gelten. Frau Koch spricht von dem Spröß-ling, dem sie (und der ihr) das Leben ge-schenkt hat, mit begreiflicher Sympathie. Ob das Kindchen ihr nachgerät, konnte sie noch nicht sagen, da es die mütterlichen Talente, falls es diese geerbt hatte, vorerst nur an Käfern zu erproben in der Lage sei.

Ueber die amerikanische Militärregierung und deren Justiz äußert sich Frau Koch mit großer Anerkennung. „Es gibt noch Richter bei uns!“ bemerkt sie mit einem leichten Lächeln. Sie erzählt von den Glückwünschen, die ihr jetzt aus allen Kreisen des entnazifi-zierten Deutschland in großer Zahl zukommen, „man ist nicht vergessen im Vaterland“, doch mit Bitterkeit erfüllt es sie, daß unter den Gratulanten viele ihrer Intimsten fehlen; gerann von den besten Freunden aus der SS, gerade von den altbewährten Parteigenossen, mit denen sie immer in jeder Beziehung d'accord gewesen war, kam kein Brief, kein Blümchen.

„Frau Koch“, sagte ich, „Sie dürfen das den alten Kameraden nicht übelnehmen. Wenn die nichts von sich hören lassen, so keines-wegs aus Mangel an Solidaritätsgefühl, son-dern aus Mangel an Zeit. Vergessen Sie nicht, daß viele dieser Kameraden teils von Ihren Landsleuten, teils von den Besatzungsmächten in wichtige Stellen eingesetzt, auf ver-antwortliche Posten berufen wurden. Die

haben alle Hände voll zu tun, die Dinge daheim wieder ins alte Geleise zu bringen.“

Frau Koch murmelte, nicht ohne Rason, vor sich hin: „Da könnte ja wohl auch für mich ein Plätzchen...“

Wir kamen dann auf Frau Kochs Erleb-nisse in Buchenwald zu sprechen und wie fruchtbar ihre Phantasie war an originellen Einfällen, Abwechslung in das Leben und Sterben der Gefangenen zu bringen. Aus den Berichten des öffentlichen Anklägers in ihrem Prozeß Wilhelm S. Denson war ich mit der Materie vertraut, und ich kannte auch die Geschichten aus dem Buchenwald, die Doktor Eugen Kogon aus siebenjähriger passiver Erfahrung dort zu erzählen weiß.

„Erinnern Sie sich noch, Frau Koch“, fragte ich, „an die Reitbahn, die die Gefangenen Ihnen bauten, wobei manche so ungeschickt

Frage kommenden Stücken, solange diese noch auf zwei Beinen herumliefen. Sie bekam die Dinger sozusagen frisch vom Stamm ge-liefert. Niemals hat Frau Koch die Individuen, deren Tätowierungen ihren Gusto weckten, lebendig abhäuten lassen, hat vielmehr dar-auf bestanden, grundsätzlich, daß sie vorher getötet wurden. Ich weiß nicht, ob sie das aus Sentimentalität so haben wollte, oder weil bei dieser Abfolge des Vorganges bes-sere Garantie für die Unversehrtheit der Häute gegeben war.

„Was sind Ihre Pläne, Frau Koch, für die nächste Zukunft? Beabsichtigen Sie nach Amerika zu gehen? Oder sonstwohin ins Aus-land?“ — „Darüber bin ich mir selbst noch nicht im klaren“, sagt sie. „Schwierigkeiten mit Visa und dergleichen hätte ich wohl kaum, da auf mir nicht der Makel lastet, eine Displaced Person zu sein.“ Dennoch wird Frau Koch wahrscheinlich daheim bleiben. Sie hält es nicht für richtig, sich dem Vaterland in Krisenzeiten zu entziehen. Das Beispiel der bedeutenden Künstler schwebt ihr vor Augen,

Die MÖRDER sind unter uns!

arbeiteten, daß Sie sie hinrichten lassen mußten? Oder wie sie die dreitausend Männer splitterackt antreten und stundenlang so stehen ließen und sich die herauspiketen, die Ihnen...“ — „Hören Sie auf!“ unterbrach Frau Koch, „quälen Sie mich nicht so! Ach, nichts tut weher, als im Unglück das Er-innern an glückliche Zeiten! So sagt unser großer Goethe. Ich besaß seine Werke in Prachtausgabe. Aus dem Besitz von Thomas Mann. Wo sind sie hingekommen? Am Ende hat sie der Jud' wieder? 42 Bände! In Schweinsleder.“ Wehmut umschleierte ihr Auge.

Dieses entfloht sich, als unser Gespräch von Schweinsleder zwanglos auf Menschen-leder kam. Hierüber wußte Frau Koch als leidenschaftliche Sammlerin dieses Artikels (ein Hobby wie jedes andere) gut Bescheid. Fertiges Zeug ließ sie sich nicht anhängen, sondern traf ihre Auswahl unter den in

die 1933 es gleichfalls so gehalten haben. Wenn es heute auch sehr traurig in Deutsch-land aussieht, „mich schreckt der Anblick von Jammer und Elend nicht“, sagt Frau Koch, „ich bin gewohnt, dem Tod ins Auge zu schauen“. Das darf sie mit vollem Recht behaupten angesichts der Sterblichkeitszahl von 53.000 in Buchenwald, während dieses unter ihrer mütterlichen Obhut war.

„Frau Koch, ist Ihnen das immerwährende Schauspiel von Märdern und Mord im Lager nicht doch manchmal auf die Nerven ge-gangen?“

„Man gewöhnt's!“ antwortete sie, „und später fehlt es einem, wenn man's nicht hat.“

Ich glaube, um ihre Karriere nach Ent-lassung aus der Haft braucht uns nicht bange zu sein. Wie die Weltaffären laufen, war's ja gelacht, wenn eine Kraft wie Ilse Koch sich nicht zweckvoll in den Betrieb einschalten ließe.

Vom KZ ins Dollarland

Ein Gespräch mit Dr. Alfred Werner

Als der bekannte Publizist Dr. Alfred Werner nach zehnjähriger Abwesenheit von Wien wieder seine Heimatstadt besuchte, hielt er sich auch eines Nachmittags im Ver-band der österreichischen KZler auf. Wir baten ihn natürlich, uns seine Geschichte von den unseligen Tagen des Anschlusses bis zur Gegenwart zu erzählen. Der 37jährige Schrift-steller bemerkte daraufhin mit einem höf-lichen Lächeln:

„Infandum regina iubes renovare dolorem — Sie kennen doch jene berühmte Stelle aus der Aeneis, woselbst der Held des Epos, von der Königin Dido aufgefordert, über sein tragisches Emigrantenlos zu berichten, bitter aufschreit: Sie verlangen, o Königin, daß ich meinen unsäglichen Schmerz wiederbelebe! Nun bin ich allerdings kein Aeneas, und das Halbjahr, das ich vor Kriegsausbruch in Dachau verbrachte, war, gemessen an den Qualen meiner Kameraden in Auschwitz und Maidanek, wenig. Daß ich dort einen Vor-geschmack von der Hölle bekommen hatte, will ich allerdings auch nicht leugnen. Als Jude möchte ich bemerken, daß so manche christlichen Block- und Stubenältesten ihre jüdischen Mithäftlinge weise und liebevoll

behandelten, dadurch so manches schwache Leben vor dem Zugriff der SS rettend. Unter normalen Umständen würde ich vielleicht solch ein korrektes Verhalten gar nicht be-sonders hervorheben — aber das Leben in Dachau unterlag nicht den Gesetzen normaler Menschlichkeit, und die von irgendeinem deutschen Philosophen aufgestellte Regel: Das Moralische versteht sich immer von selbst!, galt nicht in der Folterkammer Dachau, wo „Judenbegünstigung“ ein straf-bares Verbrechen war...“

„Womit beschäftigen Sie sich hauptsäch-lich als amerikanischer Publizist?“

„Um sich in den Vereinigten Staaten als Schriftsteller durchzusetzen, muß man als Experte Anerkennung finden. Während ich vor dem Unglücksmärz 1933 hauptsächlich Gedichte, Kurzgeschichten und Feuilletons in verschiedenen Wiener Blättern veröffent-lichte, mußte ich mich in Amerika auf die amerikanische Mentalität „umstellen“. Der durchschnittliche Amerikaner verlangt „in-formation“. Nach 1940 reagierten viele Ame-rikaner auf Tatsachenberichte über KZ, nationalsozialistische Propaganda und Wirk-

lichkeit mit einem verblüfften: Is that so? Ich habe durch zahlreiche Artikel, Radio-vorträge und Reden ein wenig dazu bei-getragen, das amerikanische Publikum mit jenem Satanismus vertraut zu machen, der sich das Dritte Reich geschaffen. Daneben habe ich Bücher amerikanischer Autoren für das Office of War Information ins Deutsche übertragen — und war ein wenig erfreut, jene für die Umschulung der Deutsch sprechenden Massen Europas bestimmten Werke auch im hiesigen US Information Center auf der Kärntner Straße wiederzu-finden. Mindestens die Hälfte meiner Arbei-ten befaßt sich jedoch mit Oesterreich — wie es war, wie es ist, wie es sein soll. Ich habe die paradoxe Feststellung zu machen, daß ich in Amerika aus mühselig zusammen-gebrachten Büchern mehr über österrei-chische Geschichte, Kultur und Oekonomie er-fuhr, als ich jemals vor meiner Emigration zu wissen für nötig gefunden hatte. Ich wurde ein patriotischer Oesterreicher — mitten im Babel von New York.“

„Welche Stellung nimmt die amerikani-sche Öffentlichkeit zum Nachkriegsöster-reich ein?“

„Wir müssen da zwei Gruppen von Ame-rikanern unterscheiden, nämlich die Alt-amerikaner und die seit 1933 eingewanderten Oesterreicher, von denen 95 Prozent entweder schon die amerikanische Staatsbürgerschaft

erlangt haben oder in den nächsten paar Jahren Bürger der USA werden dürften. Die Altamerikaner wissen herzlich wenig über Oesterreich — auch diejenigen, die dem Land seinerzeit einen kurzen Besuch abgestattet haben mögen. Aphoristisch gesprochen, möchte ich sagen, daß die „blaue“ Donau noch mehr Schaden angerichtet hat als der „grüne“ Rhein. Daß Oesterreicher nicht nur flirten und saufen, sondern auch dichten und denken, das ist in der Neuen Welt wenig bekannt.

„Was werden Sie, Herr Doktor, nach Ihrer Rückkehr dem amerikanischen Volk über die österreichischen Zustände berichten?“

„Die nackte Wahrheit, wenigstens soweit ich sie eruieren konnte. Ich habe mich nicht von dem wiederhergestellten Glanz der Ringstraße, von den zum Teil wieder prunkvollen Läden der Kärntner Straße irreführen lassen. Ich weiß, daß es in Wien Not, Verzweiflung, Parteienhader gibt. Ich habe zum Glück aber auch herausgefunden, daß es im neuen Oesterreich jenseits von Parteigrenzen so manche positive Kräfte gibt, speziell unter denen, die einst unter dem Hitlerium gelitten und sich geweiht hatten, ihre Seelen an die neudeutschen Herren zu verkaufen. Um diese Kräfte willen muß Oesterreich bestehen. Diese Kräfte verbürgen die Wiederkehr eines besseren, schöneren Oesterreich.“

Auch ein Oesterreicher ist kein Fabelwesen, sondern ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Des Teufels GENERAL

Die Aufführungen von „Des Teufels General“ von Carl Zuckmayer im Burgtheater haben für uns zweifache Bedeutung. Erstens freuen wir uns, endlich mit diesem vollblütigen, theaterwirksamen Zeitstück bekannt zu werden; und zweitens — und das ist vielleicht noch wichtiger — freuen wir uns, daß nicht nur ein Häuflein politischer Aktivisten, sondern daß das breite Wiener Publikum sich zu dem Stück drängt und mit seiner antifaschistischen Einstellung mitgeht. Das ist sehr viel — vielleicht mehr, als mancher von uns sich erwartet hätte.

„Des Teufels General“ gibt keine politische Analyse des Hitler-Faschismus und seiner Gegenkräfte. Die einzigen auftretenden Repräsentanten des politischen Kampfes gegen Hitler — die sich ihrer politischen Aufgabe bewußten Arbeiter — sind Episodenfiguren, schemenhaft blaß gezeichnet. Und der aktive Saboteur Oldenbruch handelt mehr aus vagen Gewissensbissen als aus einem klaren Kampfprogramm heraus. Der Fliegergeneral Harras aber, der erkennt, daß er trotz äußerlicher Opposition im Dienste des Teufels stand, findet nicht mehr die Kraft, sich der Gegenseite, den Armeen der Freiheit und Gerechtigkeit, zur Verfügung zu stellen.

sondern wählt den leichtesten Ausweg — den Tod.

Vielleicht ist es gerade dieser Mangel an einer bis zum letzten gehenden politischen Konsequenz, der dem Stück auf der Wiener Bühne zum Erfolg verholfen hat — daß dem Publikum nicht um zehn oder zwanzig, sondern nur um einen oder einen halben Schritt voraus ist!

Trotzdem ist es ein herzerfrischendes, meisterhaft aufgebautes dramatisches Werk mit einer grundsauberen Haltung, die jeder Antifaschist unterschreiben kann.

Die Aufführung des Burgtheaters litt, ausgenommen die ausgezeichnete Besetzung des Haupthelden durch Balser, an einigen Fehlbesetzungen, insbesondere der Rolle der jungen Partnerin des Helden, Diddo Geiß.

Der Verband österreichischer KZler hat sich seit längerem bemüht, eine Vorstellung im Burgtheater zu bekommen. Die Bundes-theaterverwaltung, unter Leitung ihres Direktors Hilpert hat jedoch unser Ansuchen ausweichend beantwortet. Merkwürdig ist, daß kurz nach unserem Ansuchen die OeVP-Kameradschaft der politisch Verfolgten eine solche Vorstellung zu-gebilligt erhielt.

Die Wiener Delegiertenkonferenz, der dieses Verhalten vorgetragen wurde, hat daraufhin einstimmig beschlossen, daß die Bemühungen um die Sondervorstellung sofort einzustellen sind. Obwohl Hilpert kurze Zeit im Konzentrationslager war, ist seine politische Vergangenheit und sein Liebäugeln mit den Nazi öffentlich zu bekannt, als daß seine Ablehnung nicht daraus zu erklären wäre.

Susanne Wantoch

DIE KISTE

Sie kommen mit zinnernen Särgen,
Worinnen sie verbergen,
Was sie aus einem Menschen gemacht.
Er hat sich nicht ergeben,
Er kämpfte für ein besseres Leben.

Eine Frau mit zwei Kindern. Ein junger Arbeiter und seine Frau, die zu Besuch sind. Die Frau weint. Man hört vom Treppenhause her Tritte. Die Tür steht offen.

Die Frau: Er hat doch nur gesagt, daß sie Hungerlöhne zahlen. Das ist doch wahr. Die Älteste hat es auf der Lunge, und wir können keine Milch kaufen. Sie können ihm doch nichts getan haben?

SA-Leute bringen eine große Kiste herein und stellen sie auf den Boden.)

SA-Mann: Nun machen Sie nur kein Theater. Die Lungenentzündung kann jeder mal kriegen. Da sind die Papiere. Alles in bester Ordnung. Und nun machen Sie mal keine Dummheiten.

(Die SA-Leute ab.)

Ein Kind: Mutter, ist da Vater drin?
Der Arbeiter (ist zur Kiste gegangen): Sie ist aus Zink.

Das Kind: Können wir nicht aufmachen?
Der Arbeiter (rasend): Ja, das können wir! Wo hast du die Werkzeugkiste?

(Er sucht nach Werkzeug. Seine junge Frau will ihn abhalten.)

Die junge Frau: Mach nicht auf, Hans! Sie holen dich nur auch.

Der Arbeiter: Ich will sehen, was sie mit ihm gemacht haben. Die haben ja Furcht, daß man das sieht. Sonst brächten sie ihn nicht in Zink. Laß mich!

Die junge Frau: Ich laß dich nicht. Hast du sie nicht gehört?

Der Arbeiter: Vielleicht darf man ihn wenigstens noch sehen, wie?

Die Frau (nimmt ihre Kinder bei der Hand und geht zu der Zinkkiste): Ich hab' noch einen Bruder, den sie holen können, Hans. Und dich können sie auch holen. Die Kiste kann zubleiben. Wir müssen ihn nicht sehen. Wir werden ihn nicht vergessen.

Diese Szene ist aus dem Stück „Furcht und Elend des Dritten Reiches“ von Bert Brecht entnommen, welches in drei Sondervorstellungen im Theater der Courage (Lieber Augustin), Biberstraße 2, am 23., 24. und 25. November um 19 Uhr für die Mitglieder unseres Verbandes gegeben wird.

(Fortsetzung aus voriger Nummer)

ZELLE 48

Der Held von Hirtenberg

Der zweite illegale Nazi auf unserer Zelle hatte Hitler-Allüren an sich. Er war SA-Mann. Mit langen, gemessenen Schritten marschierte er, die Ecken scharf ausmessend, oft stundenlang um den Tisch. Das Haar gescheitelt wie Hitler, pflegte er die Rechte wie Napoleon vor die Brust zwischen die Rockknöpfe zu stecken. Die Linke hielt er wie Bismarck immer rückwärts. Dabei hielt er aufklärende Reden über den Nationalsozialismus. Im Anfang lachten wir ihn oftmals aus. Bei Besonderheiten brachen wir über seinen Blödsinn in schallendes Gelächter aus. Da er aber jedesmal, oft wegen eines geringfügigen Wortes, sofort zur Tür stürmte und mit den Fäusten Alarm trommelte, ließen wir den Narren reden und mieden ihn.

Er war Sklavenaufseher bei den Zwangsarbeitern in der Hirtenberger Munitionsfabrik gewesen, von der ein großer Teil in die Luft flog. Einmal schilderte er mir, wie er die Explosion miterlebt hatte.

Die Kesselanlagen waren mit verschiedenen Manometern und Instrumenten versehen. Die Thermometergrade mußten genau eingehalten werden. Er wußte, wie weit die Nadel auf dem Manometer steigen durfte — sonst geschah ein Unglück. Einmal gab er nicht acht. Die Nadel war schon auf dem ominösen

roten Gefahrenstrich. Jetzt hätte er hinspringen sollen und die Hebel abstellen. Wenn er das nicht tat, dann flog ein Werk nach dem anderen in die Luft. Er schilderte mir in abgerissenen Worten den Zweikampf in seiner Brust. Soll er hinspringen und abstellen — oder nicht? Dort war die Sicherheit der Anlage, doch hier sein Leben, auf ihm lieb und teuer war. Da sprang er hinter den Betonwall, um sich zu retten. Die Werke flogen in die Luft und einige hundert Menschen mit. Der tapfere SA-Mann hatte sein Leben dem Führer erhalten. Er wurde nicht verurteilt, denn er war ein Held des dritten Reiches.

Zelle 48 beherbergte noch andere. Da waren tschechische Patrioten, ein ungarischer Honvedoffizier, ein belgischer Fliegeroffizier mit militärischen Geheimnissen und einige waschechte jugoslawische Partisanen. Tag und Nacht gab es Aufregungen, Ueber-raschungen und sonstigen Zeitvertreib. Abholen zum gefürchteten Verhör mit mittelalterlichen Methoden? Ueberstellung ins Landesgericht? Transport ins Konzentrationslager? Ueberführung oder zweifelhafte Entlassung? Zugang oder Abgang? Schicksalsmomente für jeden, entscheidend über Leben oder Tod. Die müde Tür auf Zelle 48 knarrte immer kreischend Gruß und Abschied.

P. A. Mühlbauer